

Buchbesprechungen

1. Philosophiegeschichte

LEE, JIN-WOO, *Macht und Vernunft im politischen Denken Machiavellis* (Europäische Hochschulschriften 20; Philosophie 203). Frankfurt – Bern – New York: Lang 1987. 257 S.

Diese bei Arno Baruzzi angefertigte Magisterarbeit versucht zuerst ihren Ort innerhalb der gängigen Machiavelli-Auslegungen dem Leser verständlich zu machen. Zwei Strömungen beherrschen gemäß Lee (L.) das Feld der Interpretation: die „realistische“, welche Machiavellis „Fürsten“ als a-metaphysische, auf Beschreibung des Verhaltens abzielende, schonungslose Beschreibung der Wirklichkeit ansieht, und jene andere Strömung, welche Machiavelli im „Principe“ vor allem die Flucht aus der schonungs- und heillosen Wirklichkeit in die Richtung des Traumes vom geeinten Italien antreten sieht. L. reiht sich in die erstgenannte Richtung ein. Will L. damit zwar nicht Hegels Wort (17) widerlegen, daß Machiavelli nicht zur Philosophie, sondern zur allgemeinen Bildung gehöre, so zielt doch L.s Auslegung darauf ab, eine philosophische Dimension in Machiavelli aufzudecken, die in der Analyse seiner Gegenwart nicht nur einem Paradigmenwechsel Ausdruck verleihe, sondern auch als Antwort auf „letzte“ Fragen gedeutet werden dürfe. Diese selbstgewählte Aufgabenstellung gibt dem Werk L.s seinen Reiz und sein Schwergewicht.

Im einzelnen: Das *II. Kapitel* (27–70), das vom Machtverständnis innerhalb der antiken Philosophie eines Platon und eines Aristoteles handelt, zeigt Macht in ihrer Eingebundenheit, ihren Mittelcharakter und die Pflicht, den Machtgebrauch vom guten Ziel rechtfertigen zu müssen. Diese Einführung dient als Kontrast, um den Verlust teleologischen Denkens am Beginn der Neuzeit hervorheben zu können, ein Verlust, welcher im Werk Machiavellis durchgängig feststellbar sei (zuletzt bei L. betont auf S. 193). Im *III. Kapitel* „Die Vernunft der Macht bei Machiavelli“ (71–103) werden zentrale Basiselemente im Denken der Renaissance herausgearbeitet. Die Renaissance, so behauptet L. völlig zutreffend, setzte Macht und Rationalität in einen Zusammenhang. Während Platon und Aristoteles von der Macht der Vernunft ausgingen und sich ihr anvertrauten, legte die Renaissance den Akzent nach all den Krisenerfahrungen des Spätmittelalters auf die „Vernunft der Macht“. Der Mensch bekannte sich zu seinen Vorstellungen von Welt, legte sie von der Erfahrung beständiger Gefährdetheit aus und mußte, um sich zu wollen, sich mit aller Kraft behaupten, sich im wahrsten Sinne des Wortes beherrschen, was auch heiße: sich verobjektivieren, und darin sich selbst schaffen. Etwas weiter spricht L. vom „self-made-man“-Denken der Renaissance (195). Doch tritt neben die Erfahrung der Not immer auch die Erfahrung des Ehrgeizes: aus dem Menschen heraus wachse der „Wille zur Macht“ denn der Mensch sei von der Kraft der „ambizione“ getrieben. Folge ihr der Mensch, so mache er sich gleichsam zum Anhängsel der Macht. Macht werde insofern in der Renaissance als Substanz gefaßt. Das erste Ergebnis dieses geistesgeschichtlichen Weges lautet somit in L.s Worten: Von der Macht der Vernunft zur Vernunft der Macht. Ein zweiter Zusammenhang läßt sich entdecken, und ihn halte ich für einen sehr fruchtbaren Gedanken, daß nämlich mit der Substantialisierung der Macht die Animalisierung der Vernunft einhergehe. Gemeint ist nicht nur, daß Machterringung und Machterhaltung eine eigene Rationalität verlangen und fordern, ein eigenes Zweck-Mittel-Verhältnis zu erarbeiten und umzusetzen, welches von dem Ganzeinsatz des Leibes, der Sinne und des Machtwillens lebt, sondern daß diese Vernunft aus allen Leidenschaften und vor allem dem Ehrgeiz ihre Kraft bezieht. Sobald es nicht mehr um das Gute geht, schiebt sich das Triebhafte an den Platz von Ziel und Mittel. Aber: Ohne ganzheitliche Anstrengung wird nichts geschehen, außer dem eigenen Untergang. Dem *folgenden Kapitel* „Die antithetische Deutung der Wirklichkeit“ (105–113) betitelt kommt die zentrale Bedeutung zu, Kerngedanken Machiavellis aufzudecken. Zuerst stellt L. die Janusgesichtig-

keit der Wirklichkeit aus dem Blick Machiavellis vor: „In allen menschlichen Dingen zeigt sich bei genauer Prüfung, daß man nie einen Übelstand beseitigen kann, ohne daß daraus ein anderer entsteht“ (106: Discorsi I 6). Jede Situation könne umschlagen, keine sei vollkommen, jede stehe in Spannung und jede im Streit mit anderen. Diese „*Conditio humana*“ ist in die Vorstellung des Menschen von sich und seiner Welt aufzunehmen. L. setzt Machiavelli – unter diesem Aspekt nicht unberechtigt – mit Heraklit in Bezug. Der Mensch müsse sich behaupten, wolle er nicht untergehen; das Gebot der Selbsterhaltung (92, 111) erzwingt auch ein Handeln, das als unrecht, grausam oder schändlich bezeichnet werde (112: Discorsi III 41). Wenn Machiavelli dabei gelegentlich die Macht in den Dienst des Staates oder des Vaterlandes gestellt sehen will und so scheinbar wieder eine Art Zielgerichtetheit der Macht einführt, ist zu sehen, daß Staat und Vaterland Ergebnis menschlicher Tat sind und somit der Rahmen der Selbstschöpfung des Menschen nicht verlassen werde (112 wäre mit 147 in Beziehung zu setzen). Dies führt zum *V. Kapitel* (115–192), welches nun genauer die Macht untersucht. L. wählt wie immer eine schwierigere Ausdrucksweise und spricht von der „Struktur der Macht“. Er untersucht das Koordinatennetz, in welchem menschliches Tun sich unter die „Fortuna“ gestellt sieht, der „*necessità*“ ausgeliefert, aber über „*virtù*“ verfügt und sich in der „*qualità de' Tempi*“ äußert: in diesem Netz ringt der Mensch um sein Bestehen. L. zeigt sehr gut, wie sich gerade im Erleben der Verfügbarkeit, in der Auslieferung an gar nicht gestaltbare Mächte und innerhalb der als unwiederholbar erkannten Situation der Mensch seiner Freiheit bewußt wird. Wertvolles wird hier zum Verhältnis von „Fortuna bona“ und „Fortuna mala“, zu „Chronos“ und „Kairos“ und zum Verhältnis von „Eigentum“ und „Besitz“ gesagt. Das *Schlusskapitel* rafft in dichtester Form die Ergebnisse zusammen und scheut nicht vor dem Satz zurück, daß der Mensch nur Macht habe, weil er Macht „ist“ und daß „das Haben der Macht . . . seinen Existenzgrund im Sein als Macht“ habe (196). Um bei letzterem die Bewertung fortzusetzen, ist zu fragen, gewinnt L. Kriterien für den Umgang mit der Macht? L. versichert, daß es bei Machiavelli nicht um das Sollen, sondern um das Sein gehe (115), eine Aussage, zu der m. E. mehr zu sagen gewesen wäre, nicht nur über den Status der im „Principe“ erteilten Ratschläge. L. weist am Schluß seiner Arbeit, wo er die Frage nach Kriterien des Machtgebrauchs offenbar selbst als notwendig empfindet, auf dreierlei Pflichten hin: auf die Pflicht zur schonungslosen Wahrnehmung der politischen und natürlichen Kräfte, die Pflicht zur Selbstbegrenzung und zur Identität mit sich selbst (197f.). Doch scheinen mir die zwei letztgenannten Pflichten nicht völlig klar und ausreichend begründet. Ein zweites: Es gelang L. sicherlich ein guter, solider Einstieg in das Denken Machiavellis und eine interessante Erhellung seiner Gedankenwelt. Doch erlag L. ein wenig der Gefahr, zu viel mit zu viel in Beziehung zu setzen. Mancher Verweis auf Nietzsche oder Althusser trägt etwas bei, gelegentlich belasten Vergleiche aber, da sie entweder bloße Garnitur (Vergleich mit Wittgenstein: 96) sind oder der Kontext der miteinander verglichenen Standpunkte außer acht gelassen ist. Ein dritter Punkt: L. geht aber auf Spannungen in den Aussagen oder Widersprüche der untersuchten Werke nicht ein. Ihm liegt viel daran, Machiavelli „auf den Begriff zu bringen“. Läßt sich L. aber nicht durch seinen Begriffsapparat, der gelegentlich zum Selbstläufer degeneriert, zu zu weitgehenden Konsequenzen verführen, etwa in der Behandlung des „Künstlichen“? Die Ausdrucksweise L.s ist nicht ganz einfach. Doch ist die Arbeit höchst anregend. Hoffentlich werden dem Autor weitere Arbeiten aus diesem Antrieb der Aufhellung geistesgeschichtlicher Bewegungen gelingen.

N. BRIESKORN S. J.

JUSTENHOVEN, HEINZ-GERHARD, *Francisco de Vitoria zu Krieg und Frieden* (Theologie und Frieden 5). Köln: Bachem 1991. 213 S.

Diese bei Philipp Schmitz S. J., Hochschule St. Georgen, angefertigte Dissertation setzt sich zum Anliegen, die uns überlieferten Aussagen des Dominikaners Francisco de Vitorias (1483–1546) zu Krieg und Frieden, beziehungsweise zum gerechten Krieg, auf eine leichtere Weise als bisher möglich zugänglich zu machen. Auf eine knappe Vorstellung des Lebenslaufes Vitorias folgen Bemerkungen zum Zustand der uns über-